

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 4 (1924-1925)
Heft: 2

Artikel: Lord Byron's politische Laufbahn : zu seinem 100. Todestag, 19. April
Autor: Huppy, August
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-155348>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

institute, hinter der die im besten Sinne erhaltenen bürgerlichen Kreise stehen, in dieser Weise außerhalb der Schweizergrenze das streicheln, was innerhalb der Grenzen leidenschaftlich verabscheut wird. Es wird dadurch gerade dazu aufgefordert, an dem sittlichen Ernst der politischen Kräfte gewisser bourgeois Kreise, deren Exponent eine Zeitung ist, zu zweifeln.

So führt uns die Betrachtung über die Auslandspublizistik auf unser innerpolitisches Problem. Das Unausgeglichene, Gährende, Widerspruchsvolle, das der heutigen politischen Schweiz das Gepräge gibt, erklärt manches Ungenügende und Mangelhafte, das diesem Teil der schweizerischen Journalistik anhaftet. Aber wenn der Auslandspublizist auch vielfach noch hinter seiner Aufgabe zurückbleibt, so liegt das, wie wir gezeigt zu haben glauben, auch vor allem an der Größe der Aufgabe selbst. Der Boden, auf dem der Journalist auf seinem Außenposten steht, ist ein außerordentlich schwieriger und gefahrenreicher. Nur die Besten, die mit ausnehmendem Wirklichkeitssinn, Weltgewandtheit und Menschenkenntnis Begabten gehören auf solche Posten, Menschen, die vor allem die schwierigste Kunst verstehen, die Distanz zu dem Objekt und die Distanz zu sich selbst. Diese sind auch imstande, wenn auch schließlich nur relativ, das heikle Problem zu lösen, wie man die Pflicht, Informationen zu liefern und wahrheitsgemäß das Publikum zu unterrichten, mit der Pflicht, die man seinem eigenen Volke und seiner Zeitung, als bestimmter wirtschaftlich-politischer Individualität gegenüber zu erfüllen hat, ausgleicht. Was in dieser Beziehung freilich die Auslandspresse, die französische oder auch angelsächsische, leistet, das macht dem Journalismus oft wenig genug Ehre. Dem gegenüber darf doch festgestellt werden, daß die Auslandspublizistik der Schweizer Presse ein Niveau darstellt, das sich sehen lassen kann. Aber höher kann es immerhin noch werden. Diesem Ziele wollten auch diese Darlegungen dienen.

Lord Byron's politische Laufbahn.

Zu seinem 100. Todestag, 19. April,

von August Hüppy, Zürich.

„Ich will der Welt zeigen, daß ich noch
Besseres leisten kann als nur Verse machen.“

Berühmter Dichter und zugleich großer Staatsmann zu sein, ist gewiß ein ehrgeiziges und schwer erreichbares Lebensziel; und doch zeigen uns die letzten 100 Jahre drei mehr oder weniger erfolgreiche Aspiranten für dasselbe: Lord Byron, Disraeli und d'Annunzio „il Prinzipi di Montenevoso“. Von Byron, dem großen Romantiker, widerhallt gegenwärtig die ganze Kulturwelt; viel weniger ist jedoch seine politische Laufbahn bekannt, und es mag vielleicht die Leser dieser Monatshefte interessieren, auch davon einiges zu hören bei Gelegenheit der Zentenarfeier.

Der heterogene Charakter Byron's von der Wiege bis zum Grabe erschien seinen Kritikern stets als ein unlösbare Rätsel, und der Dichterheld scheint eine heimliche Freude an dieser Urteilsverwirrung seiner Mitwelt gehabt zu haben. Er, der stolze und egoistische Aristokrat, hasste jede Form von Tyrannie und ist stets bereit gewesen, Bequemlichkeit und Geld, ja schließlich sein Leben, für die Befreiung des Volkes zu opfern. Die fremdartige Mischung seiner Persönlichkeit läßt sich teilweise auf Vererbung, und teilweise auf seine ganz verfehlte Erziehung zurückführen. Von beiden Eltern hatte er als Erbstück ein frankhaft=empfindliches und leidenschaftliches Temperament erhalten. Seine Mutter, die, trotz ihres bäurischen Aussehens und der geringen Bildung, ihren Stammbaum auf Jakob I. von Schottland zurückführen konnte, pflanzte ihrem arg verzärtelten Söhnchen schon in frühester Jugend einen Haß gegen die Despoten ein; sie lehrte ihn, daß die Armen ihr Schicksal nur der schlechten Behandlung von oben zu verdanken hätten; daß sie alle glücklich und tugendhaft wären, wenn sie die Thranen nur allein lassen würden. So kam es, daß der Knabe allen gefrönten Häuptern mißtraute und ein romantisches Mitgefühl für die Volksmassen einsog. In der Schule und auf der Universität zeigte er offen seinen Haß gegen Disziplin und Autorität, und als selbstbewußter und verschwenderischer Edelmann war er imstande, die intimste Freundschaft zu pflegen mit einem armen Chorknaben in Cambridge und einem zerlumpten Gassenjungen in Griechenland auf seiner ersten Reise. Man darf nicht vergessen, daß Byron die ersten zehn Lebensjahre in relativer Armut und beständigem Verkehr mit der breiten Volksmasse zubrachte, die er so kennen und verstehen lernte und später nie vergaß. Erst vom 10. Jahre an kam er in ein aristokratisches Milieu, als er durch den Tod seines Großvaters den Titel eines Barons und den großen, aber vernachlässigten Adelssitz, Newstead Abbey, erbte. So stritten sich frühzeitig zwei Seelen in seiner Brust. Das Glück schien aber vorläufig hold auf ihn lächeln zu wollen, konnte er doch mit 24 Jahren ausrufen: „I awoke one morning and found myself famous“. Tatsächlich war er durch die Publikation seiner ersten Gesänge von „Childe Harold“ zum ersten Dichter des damaligen Englands emporgestiegen. Gleichzeitig hielt er seine Jungfernrede im House of Lords, die ein Triumph war, und die liberale Opposition empfing ihn mit Freuden als einen ihrer zukünftigen Führer. Eine dichterische Karriere lag ihm durchaus fern; als Politiker aber hoffte er Großes zu erreichen. Später, als der Ruhm seiner Muße noch gestiegen war durch seine romantischen Erzählungen, schrieb er seinem Freunde Th. Moore: „But you will see that I shall do something or other that will puzzle the philosophers of all ages“, „I don't mean in literature, for that is nothing, and I do not think it my vocation.“ Doch bald machte ihn sein wenig erbauliches Privatleben, seine Angriffe auf Religion, Moral und auf den Prinzregenten in seinem Gedicht: „Weep, daughters of a royal line“, sowie auch seine Bewunderung für Englands erfolgreiche Feinde — Napoleon und Washington —

als englischen Politiker unmöglich; und als schließlich der nie recht aufgeklärte Skandal mit seiner Ehescheidung ausbrach, sah sich der vor kurzem noch vergötterte, schöne und geistreiche Baron gezwungen, sein Vaterland vor seinen Feinden zu räumen. „Ich fühlte es wohl, daß, wenn all die Anklagen wahr seien, ich unmöglich war für England, wenn falsch, England für mich,“ schrieb er damals. Mit 28 Jahren kam er in die Schweiz und ließ sich am Genfersee nieder, wo er mehrere Monate blieb, die Alpen besuchte und bewunderte, verschiedene Werke schrieb und den Freiheitshelden Bonivard unsterblich machte in seinem „*Prisoner of Chillon*“. Der Aufenthalt auf Schweizerboden tat ihm wohl und er war verhältnismäßig glücklich, obwohl er auch in der Majestät und Pracht der Alpen „his own wretched identity“ nicht verlieren konnte. Deshalb zog er im Herbst 1816 nach Italien und machte es zu seiner zweiten Heimat. Sein Dichterruhm war noch gestiegen durch die Fortsetzung von „*Juniper Harold*“ und durch „*Don Juan*“, sein Hauptwerk; aber sein politischer Ehrgeiz regte sich von neuem. In seinem 4. Canto von „*Childe Harold*“ machte er einen ernsten Appell an sein adoptiertes Vaterland, daß es sich vereinigen und zu einem Streiche ausholen möge für die Freiheit des Volkes. In seinem Gedichte „*The Prophecy of Dante*“ sieht er bereits ein vereinigtes Italien mit Rom als Hauptstadt vor sich und bewies so seinen politischen Zukunftsblick. Der Dichter schaute jetzt in seiner zweiten Heimat nach einer Tätigkeit aus, die ihm erlauben würde, sich einen Namen zu machen, der edler, größer und befriedigender sein sollte für seine moralischen Aspirationen als der Ruhm seiner Feder. Dadurch hoffte er sich mit seinem ersten Vaterlande wieder auszusöhnen, um eine Rückkehr in Ehren zu ermöglichen. Dieses Ziel sah er erreichbar in der revolutionären Bewegung der Carbonari oder der italienischen Republikaner, die ihm eine Karriere öffnen sollte, seinen Namen zu reinigen und unter die Zahl der Helden im Dienste der Menschheit eingereiht zu werden.

Im päpstlichen Ravenna, wo er bei der Gräfin Guiccioli wohnte, trat er in die Reihen der Carbonari ein, und die Ironie des Schicksals wollte es, daß gerade der Palazzo Guiccioli, das Besitztum eines alten italienischen Aristokraten, der ein feuriger Gegner der republikanischen Bewegung war, zum Zentrum der Revolution in Mittelitalien wurde. Der Graf, bereits kompromittiert durch Byron's Beziehungen zu seiner 17jährigen Frau, mußte es mit ansehen, daß er auch politisch in Mißkredit geriet durch das Treiben des englischen Lords. Er verlangte dessen Entfernung; aber obwohl die Frau weichen mußte, blieb der selbstbewußte Engländer im Palaste, dank seiner Geldmittel. Seinem Rang entsprechend wurde Byron zum „*Capo degli Americani*“ ernannt, d. h. einer Division von etwa 1000 Mann, die ursprünglich eine Gesellschaft von Jägern dargestellt hatten, und der Chef tat sein Allerbesteres, um die Patrioten anzueifern und spendete viel Geld für die Sache. Sein politischer Einfluß war jedoch eher sentimental als real — sein Enthusiasmus wirkte auf die Massen. Er erfreute sich des Zu-

trauens der liberal gesinnten Nobilität und wurde geradezu vergöttert von den Bauern wegen seiner Freigebigkeit und seines volkstümlichen Gebarens.

Die Carbonari, eine geheime politische Gesellschaft, die mit dem Freimaurerbund zusammenhing, hatten ihr Ritual vom Kohlenbrennen hergenommen, daher der Name Köhler. Sie wurde zur Zeit der französischen Herrschaft über Neapel unter Murat gegründet zum Zwecke, das Land von der Fremdherrschaft zu befreien und eine Verfassung zu erlangen. Als die Bourbonen 1815 unter dem Schutze der Österreicher nach Neapel zurückkehrten, fanden sie das Land voll von dieser geheimen Verbindung, die Adelige, Offiziere, Priester und Bauern umfaßte. Ferdinand IV. wollte die Carbonari ausrotten, aber sie verpflanzten sich nach allen Teilen von Italien. Die neapolitanische Revolution von 1820 war von den Carbonari ins Leben gerufen worden und hatte anfänglich vollen Erfolg. Da wurden österreichische Hilfstruppen herbeigerufen, die im Februar 1821 den Po überschreiten sollten. Auf das Ersuchen der Neapolitaner entschlossen sich die Carbonari der Romagna, ihren Übertritt zu verhindern. Gleichzeitig brach im Piemont ein Aufruhr aus, und auch Mailand, wo der unglückliche Silvio Pellico einer der Führer war, machte Miene, einzugreifen. Zu seinem großen Verdrusse mußte Byron, der große Anstrengungen machte, ein planmäßiges Zusammenwirken herzustellen, einsehen, daß die Carbonari keine Disziplin, keine Organisation, keine guten Führer, ja nicht einmal einen festen Plan hatten. Die Österreicher überschritten ohne Opposition den Po und marschierten gegen Neapel. Noch hoffte Byron, daß die Neapolitaner einen hartnäckigen Widerstand leisten würden, sodaß die Feinde dann im Rücken gefaßt werden könnten. Doch der Plan fehlte gänzlich; die ganze Revolution war ein bloßer Aufstand gewesen, und jetzt, nach Unterwerfung Neapels, wurde jede Freiheitsbewegung unterdrückt, und sämtliche italienische Regierungen erklärten die Teilnahme an der Carbonari-Gesellschaft als Hochverrat. Auch Byron mußte das päpstliche Gebiet verlassen. Und dennoch war diese Bewegung der Carbonari nicht umsonst gewesen; sie brachte die Klassen und Provinzen einander näher und zeigte, wie man durch Zusammenarbeit das fremde Joch abschütteln könnte; sie hat tatsächlich den Weg vorbereitet für die Revolution von 1848, 1859 und 1866. Byron aber sah bald ein, daß er in dieser Verbindung wenig Ruhm und Ehre ernten konnte, daß Italien noch unreif sei, und so richtete er seine Blicke auf ein anderes Arbeitsfeld, das besseren Erfolg versprach — auf Griechenland.

Dort hatten sich die griechischen Stämme gegen das harte, bald 600 Jahre getragene Türkenjoch erhoben. 1822 sprach der Nationalkongreß zu Piada die Unabhängigkeit Griechenlands vom Sultan aus. Ohne fremde Hilfe wären sie aber der Übermacht bald unterlegen. Es entstand jedoch im Abendland eine philhellenische Bewegung zur tatkräftigen Unterstützung der Griechen. Es war besonders Kronprinz Ludwig von Bayern, der offen für die Sache der Griechen eintrat,

und in London bildete sich ein Komitee, das Griechenland besonders finanziell helfen wollte. Lord Byron wurde Mitglied desselben und entschloß sich, persönlich in das Land zu gehen, dem er die hauptsächlichste Inspiration seines Genies verdankte. „If I can get to Greece myself, I shall devote what ever resources I can muster of my own, to advancing the great object“, schrieb er damals einem Freunde. Am 15. Juli 1823 segelte er nach Cephalonia, froh, sein zweites Vaterland zu verlassen, wo er sein politisches Ziel nicht hatte erreichen können, wohl ausgerüstet mit Waffen, Munition, Medikamenten und reichen Geldmitteln, war er doch gewillt, £. 9—10,000 für die Sache der Griechen aus der eigenen Tasche zu opfern. Bei seinem Abschied hatte er bereits ein Vorgefühl seines nahen Todes. Mit betrübter und zitternder Stimme sagte er zu seinen Freunden: „I shall never again return from Greece“. In der Tat, schon gebrochen am Körper durch seine Hungerkur und Exzesse, war er zu schwach für die große und gefährliche Aufgabe, die er sich gesetzt hatte. Am 28. August 1823 landete er in Griechenland mit der stillen Hoffnung, vielleicht König des befreiten Griechenlands zu werden, jedenfalls aber eine Tat zu vollbringen, die alle Flecken von seinem Charakter wegwaschen sollte. „If they make me the offer (to be king), I may not refuse it“, sagte er zu einem Freunde. Groß war jedoch seine Enttäuschung, als er die verworrenen Zustände dort sah. Sein erstes Streben ging darauf aus, die verschiedenen Griechenstämme zu vereinigen: „Make up your differences and act for the whole country“ sagte er zu einer Deputation der westlichen Stämme. Viel kostbare Zeit ging verloren, und es war erst am 14. Januar 1824, daß er den Kriegsschauplatz Missolunghi erreichte, nachdem er mit knapper Not der türkischen Gefangennahme entronnen war. Eingehüllt in einen Scharlachmantel landete er unter dem unbeschreiblichen Jubel der schlecht ernährten Bevölkerung und der unbezahlten Soldaten, welche von dem „Lordo Inglese“ bessere Zeiten erwarteten. Er übernahm den Oberbefehl über ein Expeditionskorps von 3000 Mann, das zur Erstürmung der Festung Lepanto bestimmt war und trainierte es für diese Unternehmung. Die Augen der ganzen Welt folgten seinen Handlungen.

Inmitten der militärischen Begeisterung schrieb er an seinem 36. Geburtstag (22. Januar) seinen Schwanengesang, der auch viele seiner grimmigsten Feinde mit ihm aussöhnte. Aber seinem heroischen Unternehmen setzten sich viele Hindernisse in den Weg: Die Soldaten wollten nicht gegen eine Festung anstürmen; sein Quartier war ein elendes, schmutziges und ungesundes Städtchen; Typhus und Malaria reduzierten die Bevölkerung täglich, türkische Schiffe blockierten den Hafen; Erdbeben und Furcht vor der Pest hielten die Einwohner in beständiger Aufregung. Byron's Gesundheit geriet ins Schwanken; innert 13 Tagen erlitt er fünf Schlaganfälle, und man entzog ihm häufig Blut, da man auch für seinen Verstand fürchtete. So wurde der durch seine mehrjährige Hungerdiät schon geschwächte Körper noch schwächer. Andererseits, angeregt durch den Ruhm und die Begeisterung des Dichterhelden,

kam Hilfe für die Griechen von allen Seiten. Noch gelang es ihm, die zankenden Griechenstämme zu einem allgriechischen Kongreß nach Salona zu bewegen, wo durch Byron's Vermittlung die Einheit hergestellt und offensive und defensive Maßnahmen für den Feldzug besprochen werden sollten. Aber anstatt im März, kam derselbe erst am 16. April 1824 zustande, als Byron schon am Sterben lag, und so entging ihm wahrscheinlich die jehnlichst erstreute und erhoffte Königskrone. Er starb am Malariafieber, das er sich auf einem Rekognoszierungsritt geholt hatte, am 19. April 1824. Kurz vor seinem Ende soll er ausgerufen haben: „Ich gab ihm (Griechenland) meine Zeit, meine Mittel, meine Gesundheit, und jetzt gebe ich ihm mein Leben! was konnte ich mehr tun?“ Doch war sein Opfer nicht umsonst gewesen: Griechenland erhielt 1830 seine volle Unabhängigkeit, und sein Helden Tod söhnte ihn mit der Welt wieder aus. An dem Dichterhelden aber, auf den mit Recht ganz England heute stolz ist, hatten sich die prophetischen Verse seines Schwanengesanges erfüllt:

„Becklagst du deinen Lenz? Wohlan,
was leben noch? Vom Blute rot
winkt dir die Walstatt. Stirb als Mann
den edlen Tod!
Was ungesucht so mancher fand,
ein Kriegergrab dir einzig frommt.
Schau denn ins Land, wähle deinen Stand —
die Ruhe kommt.“

Die geschichtlichen Entwicklungsbedingungen der schweizerischen Volkswirtschaft.

Bon
Hermann Bächtold, Basel.

II.

Die Zeit der Kontinentalsperrre.

Und nun der Durchgang der schweizerischen Volkswirtschaft durch die Konstellation der Ära der französischen Revolution und der napoleonischen Herrschaft mit ihren außerordentlichen handelspolitischen Bedingungen. Was ging dabei verloren, was wurde gewonnen? Kriegsperioden bieten der schweizerischen Wirtschaft in der Regel besonders günstige Konjunkturen inmitten geschwächter oder ausgeschalteter Konkurrenten. Diese jetzt anhebende Kriegsperiode aber riß wie keine bisher doch auch die Schweiz selbst in den Strudel hinein.

Zunächst allerdings befreite die gegen England gerichtete französische Kriegshandelspolitik die Schweiz von einem gefährlichen Wettbewerber